

HERMENEUTISCHE BLÄTTER  
2 • 2003

# LASSEN

Institut für Hermeneutik  
& Religionsphilosophie  
Theologische Fakultät  
Universität Zürich

## Thematisches

- |  |    |
|--|----|
| Editorial<br><i>Philipp Stoellger</i>  | 5  |
| Let it be<br><i>Pierre Bühler</i>  | 6  |
| ›Lassen‹ lässt sich kaum fassen<br>Kurzporträt eines Ausnahmeverbs<br><i>Ilja Karenovics</i>   | 12 |
| Lässigkeit<br>Bemerkungen zu einem Zustand<br><i>Florian Gelzer</i>  | 18 |
| »Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn«<br>Die Erzählung von Jakobs Kampf am Jabbok<br>und deren Rezeption im Werk von Schütz und Bach<br><i>Annette Schellenberg</i> | 24 |
| Leben und lehren lassen<br>Ein Kommentar zum »Kopftuch-Urteil«<br>des deutschen Bundesverfassungsgerichts<br><i>Stefan Grotefeld</i>                                       | 35 |
| Zur Gelassenheit Meister Eckharts heute<br><i>Joachim Valentin</i>   | 43 |
| Gott um Gott willen lassen?<br><i>Simon Peng-Keller</i>  | 52 |
| Was man nicht lassen kann<br>Grammatische Bemerkungen zum ›Lassen‹<br><i>Philipp Stoellger</i>   | 59 |

## Tagungsberichte

- Perspektiven gegenwärtiger Hermeneutik der Religion II: 68  
›Phänomenologische Perspektiven‹  
*Andreas Hunziker / Andreas Mauz*
- Kultur Nicht Verstehen 80  
Wo Verstehen zum Problem wird – in theologischer Perspektive  
*Philipp Stoellger*

## Aus dem IHR

- Tagungsreihe ›Perspektiven gegenwärtiger Hermeneutik 87  
der Religion‹
- Ankündigungen 87
- Nachrichten aus dem ZKH 90
- Impressum 91

## Editorial

*Philipp Stoellger*

Lassen ist allgegenwärtig, als meist übergangene Rückseite des Tuns. Ein seltsames Phänomen, das sich im Schatten verbirgt, eher eine ›Entzugserscheinung‹ als ein ›Phänomen‹. Aber so zwielichtig es ist, näherem Nachdenken ist es unvermeidlich. In der Theologie zeigt sich das Lassen immer wieder zwischen den Zeilen, wenn auch an ganz verschiedenen Orten. Der Aufruf ›Lasst euch versöhnen...‹ ist ein locus classicus, der den Leser so bestrickt wie er sein Nachdenken in Schwierigkeiten verstrickt. Wie sollen sich die ›Feinde Gottes‹ versöhnen lassen? Wie von sich lassen, wenn wir von uns nie lassen können?

Darauf versuchte die Mystik eine Antwort zu geben, nicht zuletzt Heidegger mit seinem Lob der Gelassenheit. In seinem gleichnamigen Büchlein heisst es gesprächsweise:

Gelehrter: Zwar weiss ich noch nicht, was das Wort Gelassenheit meint; aber ich ahne doch ungefähr, dass sie erwacht, wenn unser Wesen zugelassen ist, sich auf das einzulassen, was nicht ein Wollen ist.

Forscher: Sie reden unablässig von einem Lassen, so dass der Eindruck entsteht, es sei eine Art von Passivität gemeint. Gleichwohl glaube ich zu wissen, dass es sich keineswegs um ein kraftloses Gleiten- und Treibenlassen der Dinge handelt.

Gelehrter: Vielleicht verbirgt sich in der Gelassenheit ein höheres Tun als in allen Taten der Welt und in den Machenschaften der Menschentümer ...

Lehrer: welches höhere Tun gleichwohl keine Aktivität ist.

Forscher: Demnach liegt die Gelassenheit, falls man hier von einem Liegen sprechen darf, ausserhalb der Unterscheidung von Aktivität und Passivität ...

Wenn dem so wäre, könnte das Lassen eine Antwort sein auf das Paradox des ›mere passive iustificari‹. Aber das ist nur ein locus, an dem die religiöse Rede es mit dem Lassen zu tun bekommt. Sich auf etwas einzulassen, von sich zu lassen oder etwas zuzulassen, gar die Übel dieser Welt, sind Problemhorizonte, von denen man nicht lassen kann, wenn man einmal über das Lassen nachzudenken begonnen hat. Dem näher nachzugehen, mögen diese Hermeneutischen Blätter anregen – in der Hoffnung, dass man es nicht lassen kann, in ihnen zu blättern.

— Dr. Philipp Stoellger ist geschäftsführender Oberassistent des Instituts für Hermeneutik und Religionsphilosophie.

brot (J. Tauler) Geschmack zu finden und sich an dem zu freuen, was der freie Gott zu wirken vermag. Bedürfnisverzicht darf nicht in radikalem Wunschverzicht enden, will man in der Spur von Jesu Seligpreisungen bleiben. Keine ›resignatio ad infernum‹ ohne Hunger und Durst nach Gottes Gerechtigkeit und Sehnsucht nach seinem Reich. Keine Hiobsqualen ohne heiligen Protest. Gott um Gottes willen lassen heisst, an Gottes frei gegebenem Wort festzuhalten – mit der am anderen interessierten Gelassenheit des Glaubens.

— Dr. Simon Peng-Keller ist Assistent am Lehrstuhl für Fundamentaltheologie und Ökumene der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i.Ü.

## Was man nicht lassen kann

### Grammatische Bemerkungen zum ›Lassen‹

Philipp Stoellger

»Das Denken ist kein Diskurs, sondern die Tätigkeit, sich auf das Ereignis des Sinns einzustellen, mit ihm zu rechnen: es lässt dieses Ereignis sich ereignen [...]. Dieses ›Lassen‹ ist also ein ›Tun‹.«

J.-L. Nancy

### Tun und Lassen

Jedem Tun wohnt ein Lassen inne. Denn eines tun, heisst vieles lassen. Ohne Lassen kein Tun und ohne Tun kein Lassen. So gesehen gehört das Lassen zum Tun, es ist seine Rückseite. Die beiden begleiten einander wie das Subjekt und sein Schatten.

Nur wer keinen Schatten wirft, könnte etwas tun, ohne zugleich etwas zu lassen. Er wäre ein seltsames Gespenst, ein reiner Geist etwa, der keine Wahl hätte, der ohne das Andere des Tuns existierte. Ein Engel vielleicht, der im Lobpreis lebt? Könnte man von dem sagen, er ›lässt‹ dabei etwas? Er ist, indem er lobt und preist, aber was könnte er derweil anderes tun? Wenn für ihn gälte, non posse peccare, könnte er gar nicht anders.

Diesseits solcher Spekulation wäre ein Tun ohne Lassen allenfalls im Determinismus denkbar. In eherner Alternativlosigkeit würde prozessiert, nicht eigentlich gehandelt. Ein gut funktionierender Computer sollte so ›laufen‹: ohne Ermessensspielraum, ohne Vagheit und Interpretationsbedürftigkeit. Sonst wäre er nahe am Absturz, oder man bekäme es mit einem ›eigenwilligen‹ Computer zu tun. Solche Betriebssysteme soll's ja geben, aber Fehler im Prozess sind kein Indiz für Handlungsspielräume, sondern eben nicht mehr als Fehler.

Was wäre ein Tun, ohne ein begleitendes Lassen? Es wäre nicht eigentlich Tun zu nennen. Wo man nichts lässt, tut man nichts. Und nur wer gar nichts tun kann, lässt auch nichts: Ein Stein etwa tut wenig und lässt noch weniger. Eine Pflanze tut nicht wirklich etwas, sie wächst oder ›blühet, weil sie blühet, aber lässt sie etwas? Sie ist anscheinend durch Gene und Umwelt determiniert. Wenn die Efeuranke links oder rechts an einem Stein vorbeirankt, steht sie nicht vor einer Handlungsalternative, sondern vor einem Hindernis,

an dem sie vorbeiwächst. Ein Tier allerdings kennt die Alternative von Flucht oder Angriff, von Tun oder Lassen. Auch wenn dies nicht reflektiert werden mag, ist das Lassen ein Indiz von Freiheit. Umgekehrt gibt es keinen Gebrauch dieser Freiheit ohne Lassen.

### Das Gelassene: eine Welt von Welten

Die übliche Antwort auf die Unvermeidlichkeit des Lassens ist die Steigerung des Tuns, durch Technik etwa oder Reflexion. Damit wird aber im Grundsätzlichen nichts geändert: Der Entzug des Gelassenen mag minimiert werden, bleibt aber unausdenkbar. Wenn dem so ist, legt sich eine andere Antwort nahe: dem Gelassenen nachzudenken, insofern es sedimentiert und eine Welt von Welten bildet. All das Gelassene sammelt sich an, teils im Orkus des Vergessenen, teils im weiten Gestade des Erinnerbaren, in das wir eintauchen, wenn wir zurückschauen. Teils ist es schlicht vorbei und vergessen, teils nicht ganz vorbei und immer noch gegenwärtig unter der Oberfläche des Augenblicks.

Wir tun dies und lassen jenes. Was immer wir tun, wollen, machen und verwirklichen, wir lassen dabei anderes. Bei noch so grossem Tun ein immer noch grösseres Lassen, so könnte man die Regel einer negativen Handlungstheorie formulieren. Das heisst auch, das Lassen ist grösser, als was getan werden kann, und nicht nur grösser, als *getan* werden kann. Auch vom Lassen gilt *maius quam cogitari possit*. Denn was wir alles lassen, wenn wir etwas tun, ist unabsehbar.

So zumindest, wenn man sich in einem nacharistotelischen Horizont bewegt, in dem nicht mehr final alles Mögliche ins Wirkliche übergeht, sondern bei noch so grosser Wirklichkeit ein immer noch grösseres Lassen bleibt, und zwar quer durch die Zeiten. Im Rückblick wie im Ausblick, retrospektiv und prospektiv, liegt eine Pyramide des Gelassenen, der nie wirklich gewordenen Geschichte und der nie wirklich werdenden. Meinte Aristoteles wohl noch, die Möglichkeit verhalte sich zur Wirklichkeit wie die Körner einer Sanduhr, die vom einen im Strom der Zeit ins andere übergehen, so sieht das spätestens seit Leibniz etwas anders aus. Vielleicht wie ein Nadelöhr in der Wüste, durch das einige Körner gehen mögen, wenn es durch den Sand gezogen wird – aber wie viele bleiben davon unberührt?

Nicht nur im Rückblick, sondern in jedem Augenblick und Ausblick umgibt ein weites Feld an Möglichkeiten all unser Tun. Genommen ist das nicht *ein* Feld, sondern zwei, das der vergangenen und das der künftigen Möglichkeiten – die im Augenblick des Tuns ineinander übergehen, wie zwei Pyramiden, deren Spitzen sich berühren. Und auf dieser doppelten Spitze finden unendlich viele mögliche Welten Platz. Daher ist jedes augenblickliche Handeln gleichzeitig mit unendlich vielen anderen Welten, zumindest wenn man sich an den Kontingenztheorien im Gefolge von Scotus und Leibniz orientiert.

Diese Welt von Welten umgibt uns wie ein Horizont, der jedes Tun begleitet, und ist stets präsent, ohne »gesetzt« zu sein. Er wird nie vom Tun »ergriffen«, ist nie »anzueignen« oder in Eigentlichkeit zu überführen. Jedes Claim, das man absteckt in diesem weiten Feld, lässt den Rest der Welt »draussen«. Er wird mir nie zu eigen, soviel ich auch tun und begreifen mag. Man kann nicht sehen, wo dieser Horizont endet, wo das Gelassene Grenzen hätte.

Unabsehbar in einem doppelten Sinn. Von »Gelassenem« kann man nur in bezug auf das sprechen, was möglich war. Die Bedingung dieser Möglichkeit ist es, dass man es hätte tun können. Wäre das nicht möglich gewesen, war es eine Unmöglichkeit, für mich zumindest. Diese Unmöglichkeiten können nie »gelassen« werden, sondern sie waren ausgeschlossen aus dem Feld der vergangenen Möglichkeiten. Unmöglichkeiten sind das, was man nicht einmal lassen konnte. Das gilt schon in ganz trivialem Sinn, etwa dass man nicht durch die Tür gehen kann, bevor man sie geöffnet hat. Interessant wird es dort, wo die Bedingungen der Unmöglichkeit selber Gegenstand des Tuns sein könnten.

Die abgründigen Weiten des Möglichen entschwinden dem Blick der Voraussicht und der Rücksicht. Sie sind nicht überschaubar und werden es nie sein. Denn das Mögliche ist, wenngleich begrenzt (durch das Unmögliche), so doch unendlich (unerschöpflich und unabzählbar). Seine Präsenz für unser Tun ist schwer zu fassen. Es steht zur Verfügung des Tuns, entzieht sich darin aber zugleich, weil es nur zum geringsten Teil verwirklicht wird. Ob einen diese unendlichen Räume des Gelassenen ängstigen oder nicht, ob sie einen zum Pathos des Machbaren verführen oder zur Resignation angesichts der Enge des Wirklichen, das bleibt offen. »Zwischen« diesen Einstellungen der ungeheuren Lust und der unheimlichen Unlust

liegt vermutlich die Gelassenheit angesichts des Gelassenen wie des zu Lassenden.

### Wiederkehr

Näherem Nachdenken wird die Gelassenheit angesichts des Gelassenen erst einmal entschwinden. Denn das Gelassene beunruhigt. Die Welt des Gelassenen ist so beharrlich und so flüchtig wie ein Schatten. Aber wie ein Schatten im Zwielficht. So kann es einen auch das Fürchten lehren. Wenn man ausdenken könnte, was man alles gelassen hat, wie viele ungelebte Möglichkeiten auf der Strecke des Lebens blieben, wäre das vermutlich beklemmend. Und wenn in diesem Zwielficht das Gelassene Gestalt annimmt, kann das gespenstisch werden. Solche Gespenster können Geschichten möglichen Scheiterns sein, Abwege in Abgründe. Dann wird es einen aufatmen lassen, dass sie nur möglich waren und nicht wirklich wurden. Aber die Katharsis ist nur ein Ausgang des Rückblicks. Der kann auch anders ausgehen.

Was man gelassen hat, kann zurückkehren als Wiedergänger, anklagend etwa oder zumindest verunsichernd. Als wäre man von den möglichen Anderen seiner selbst umgeben, vor denen man sich zu rechtfertigen hätte, warum man selbst und nicht sie wirklich geworden sind. Das wäre schon unheimlich genug. Aber diese Anderen sind nicht nur Versionen des Selbst, sondern auch andere Andere. Die zum Beispiel, denen man etwas schuldig geblieben ist, die man behindert oder vergessen hat. Da meldet sich die Unmöglichkeit einer ›Wiedergutmachung‹: Was einmal gelassen wurde, kann meist nicht mehr nachgeholt werden, und ein Versprechen, das nicht gehalten wurde, wird immer gebrochen bleiben.

### Lassen ist Tun

Nun mag man diese Regungen des Gewissens in der Erinnerung für Ausgeburten der Phantasie halten, die zu Gestalten macht, was doch bloss ›gelassen‹ wurde – auch wenn man damit manche Phänomene verfehlen würde. Ist das Lassen dann nur das alter ego des Tuns, sein negatives Anderes, das Ausgeschlossene des Tuns, ein Nichts bei Licht besehen? Die dunklen Gestalten des Gelassenen, die Figuren des Nichttuns, zeigen jedenfalls, dass die Wirkungen des ›Nichttuns‹ zu einem Anderen des Tuns werden können. Das Gelassene kann einem jede Gelassenheit rauben. Es ist mehr als das bloss Vergange-

ne, es bleibt irgendwie gewesene Möglichkeit, die einen zeitlebens begleitet. Als Gelassenes sedimentiert es zu einer Geschichte des Ungelebten, zu unendlich vielen Geschichten davon. Die imaginative Erinnerung kann sich denen zuwenden, und kraft ihrer kann das Ungelebte Gestalt gewinnen. Und dann jedenfalls ist es *mehr* als nur das alter ego des Tuns. Es wird zu vielen Anderen, die ich hätte sein können, die mir zur Erleichterung oder zur Last im Rückblick entgegenreten.

Nicht das Lassen selber ist ein Anderes des Tuns, wohl aber seine Wirkungen, das Gelassene. Etwas zu lassen ist die intentionale oder die *nichtintentionale* Kehrseite des Tuns. Das intentionale Lassen, ›etwas zu lassen‹, ist eine Bestimmung des Tuns, die etwas ausschließt. Es ist und bleibt ein transitives Aktiv, das im Lassen steckt – wohl oder übel. Daher gilt Jean-Luc Nancy's Einsicht *Dieses ›Lassen‹ ist also ein ›Tun‹* nicht nur für das Denken, sondern für alles ›Aussein auf etwas‹, das sich auch im Lassen manifestieren kann.

Nur das nichtintentionale Lassen, das Versehen und Übersehen, ist ›mehr als Tun‹. Die Grenze von intentional und nichtintentional ist hier entscheidend für die Andersheit. Das intentionale Lassen bleibt noch im Horizont des selbstbewussten Subjekts. Es steht in der Macht des Tuns. Das Jenseits dieser Macht zeigt die Ohnmacht des Subjekts an: was es nicht sehen kann, übersieht und nie in den Blick bekommt – es sei denn vielleicht ex post. Dieses jenseitige – manch einem sicher abseitig erscheinende – Lassen ›ohne Intentionalität‹, ist mehr als eine Funktion des Tuns. Und entsprechendes gilt für das Tun selber: Das nichtintentionale Tun, was man versehentlich tut oder bewirkt, – ist eigentlich kein Tun.

### Tun ohne Lassen

Die Fraglosigkeit des Tuns, wie sie den Tieren vertraut ist, begegnet dem Menschen auch: Wir atmen, ohne dabei etwas zu lassen. Wir blinzeln, weil wir es gar nicht lassen können. Nur wenn uns die Augen zufallen oder wenn wir sie mit aller Macht offenhalten wollen, lassen wir etwas, allerdings meist vergeblich. Alle Unwillkürlichkeiten unseres Lebens – wo und wann immer wir keine Wahl haben, und sie auch gar nicht vermissen – sind in bestimmtem Sinn alternativlos. ›Aktion ohne Selektion‹ könnte man das technisch nennen.

Was man nicht *tut*, kann man nicht lassen: schlafen, aufwachen, essen, trinken. Die *animalischen, körperlichen Selbstverständlichkeiten*

sind kein Tun, weil wir sie nicht lassen können. Sie »automatisch« zu nennen, trifft aber genausowenig, wie Descartes' These, Tiere seien Automaten. »Selbstverständlichkeiten« sind sie auch nicht eigentlich, denn von *Verstehen* kann hier für gewöhnlich keine Rede sein. Wir atmen ohn' Warum. Nicht ohne Wozu, denn sonst bliebe uns die Luft weg. Und ein Metaphysiker wird auch ein Warum nennen können. Aber wir atmen, so leben wir eben. Und wir können's nicht lassen. Von Lassen zu sprechen, wäre sinnlos.

Wir können die Luft anhalten, etwa aus kindlichem Trotz und Protest. Uns kann die Luft wegbleiben, wenn etwas Hinreissendes geschieht, schrecklich oder schön. Wir riechen, was uns umgibt. Und Gerüche können so penetrant sein, dass wir es gerne lassen würden zu riechen. Aber auch die Nase zuzuhalten hilft wenig. Genausowenig, wie sich die Ohren zuhalten. Geräusche können wir nicht – oder nur schwer – ausblenden. Viel weniger noch, wenn es Sprache ist, vor allem, wenn wir angesprochen werden. Sowenig wir die Ohren schliessen können, sowenig können wir es lassen zu hören.

Nur bei den privilegierten Nahsinnen des Schmeckens und Tastens können wir uns zurückhalten. Zwar schmeckt man oft auch, was man riecht. Und was man sieht, fühlt sich auch an, ein zerrissenes Autoblech etwa oder ein Blütenblatt. Aber wir brauchen weder zuzugreifen noch es in den Mund zu nehmen, zumindest wenn wir etwas älter sind. Die Sinnlichkeit ist der Täterschaft in weitem Umfang unverdächtig – zumindest in ihren alltäglichen Geschäften. Erst wenn wir lauschen, schnüffeln oder zischeln ist das ein Gebrauch der Sinne, den man auch lassen kann.

### Was man nicht tut – lässt man nicht

Was man nicht lassen kann, ist zwiefältig: was man nicht *tut*, wie eben angedeutet, und was man *nicht* tut, entweder weil es sich nicht »gehört« oder weil es undenkbar ist; zu töten beispielsweise. Der Indikativ »Du wirst nicht töten« zielt nicht auf die Unterlassung des Tötens, sondern auf dessen Unmöglichkeit. Wie könnte man? Und wie könnte man da von Lassen, gar Unterlassen sprechen? Täte man das, wäre es schon als Möglichkeit in Betracht gezogen – und das geht nicht, wenn es so undenkbar wie unsäglich ist, eine wirkliche Unmöglichkeit. Das mag hyperbolisch klingen, trifft in seiner Zuspitzung aber einen Punkt: das man dort nicht von Tun oder Lassen

sprechen kann, wo es bei Licht oder im Spiegel besehen gar nicht die Möglichkeit des Tuns gibt. Erst wenn man »den Finger am Abzug« die Augen schliesst, könnte das wirklich werden – und doch unmöglich bleiben.

Wenn man so weit geht, gerät man in Paradoxe. In etwas lebensweltnäherer Hinblicknahme zeigt sich aber auch, was man *nicht* tut, zum Beispiel weil es sich nicht gehört. Was man lassen soll und möglichst noch nicht einmal mehr zu lassen braucht. Schlechte Angewohnheiten etwa, über Dritte in deren Abwesenheit reden, jedenfalls schlecht reden, »tut man nicht«, soll man lassen – und kann es oft nicht lassen, auch und gerade wenn man darum weiss. »Laster« ist die traditionelle Metapher für solche Unarten, die einen und andere belasten. Tugenden sind ihre lichten Schwestern, die man lassen kann, aber tun soll. Und nicht nur tun, sondern sie sollen möglichst so selbstverständlich werden, dass man nicht mehr daran denken muss, wie das Atmen. Aufmerksam zu sein, rücksichtsvoll und möglichst diskret – das wären Selbstverständlichkeiten wie die körperlichen Vollzüge, die in Fleisch und Blut übergehen sollen. Soweit, dass man sie nicht mehr lassen kann, wie das Zähneputzen.

Die moralische Dimension dessen, was man nicht lassen kann, hat einen vormoralischen Hintergrund. Manches lernt man und kann es nicht mehr vergessen. So heisst es in der Bildungsdefinition des französischen Ministerpräsidenten Edouard Herriot: »*Bildung ist, was übrigbleibt, wenn man alles vergessen hat*«, wie fahrradfahren und schwimmen. Deswegen wollten Seemänner einst nicht schwimmen lernen, weil sie es in Seenot nicht lassen könnten und damit ihre Not nur verlängern würden. Was einem derart in Fleisch und Blut übergegangen ist, kann man nicht lassen, wenn man es braucht, auch wenn es die Qual nur verlängert. Oder lesen zum Beispiel. Wenn wir Schrift (Gedrucktes) sehen, können wir zwar wegschauen, aber ein intendiertes Nichtlesen ist kaum möglich, zumindest wenn es um Werbeslogans geht, prägnant, einprägsam, wenn nicht penetrant.

### Was man nicht lassen kann

Diesseits der Moral liegen nicht nur die lebensweltlichen Selbstverständlichkeiten, sondern auch das Gottes- und Selbstverhältnis. Was man nicht lassen kann, ist kein Tun: Sünde zum Beispiel. Könnte man die Sünde lassen, wäre sie nur Tat, malefactum, mehr nicht.

Auch wenn für die Sünde sicher gilt ›definiri nequit‹, ist eine nominale Bestimmungen derselben: ›was man nicht lassen kann‹.

Vielleicht hat man deswegen, weil sie vor und nach der Tat ihren Sitz im Leben hat, auch die strukturellen Verwandten als schlechte Metaphern für Sünde gewählt: Laster, Lust und Affekte. All dies lässt sich schwerlich lassen, denn es ist nicht eigentlich ein Tun. Sowenig man die animalischen Züge menschlichen Lebens lassen kann, so wenig sind sie passende Figuren für die Sünde. Die Laster beispielsweise, die man sich angewöhnt oder zugezogen hat, liessen sich schon lassen, durch entsprechende Enkratie, Beharrlichkeit und Übungen. Aber – die Sünde ist kein Laster, und Laster sind sicher nicht einfach Sünde. Das eine würde theologisch übertrieben, das andere untertrieben mit dieser Gleichsetzung oder Analogie.

Wie die Sünde, so der Tod: Man kann's nicht lassen, genausowenig wie das Geborenwerden. Wenn wir aber Sünde nicht lassen können, können wir uns dann versöhnen lassen? Nimmt man diese paulinische Wendung beim Wort, kann sie leicht in die Verzweiflung führen: Weil wir nicht von uns lassen können, was wir müssten, sollten wir uns versöhnen lassen. Dieses nicht von sich lassen können erscheint wie das andere der Exzentrizität: eine *Zentrität*, ein unbedingte Selbst-sein-wollen. Zentrität ist nicht moralisch zu verurteilen. Dieses Selbst-sein-wollen ist diesseits von gut und böse. Aber seine Wirkungen nicht: Mit ihnen entsteht Ambiges, Kultur wie Barbarei. Das unendliche Individuum sein wollen, das wir nie sind, aber nicht davon lassen können, es werden zu wollen. Kann man von sich lassen? Könnte man das, wäre man nichts als Tat, die man lassen könnte – und noch in der Sehnsucht, von sich zu lassen, um nicht nur Tat zu sein, wiederholte man diese Tat in unglücklichem Bewusstsein.

Erst wenn man die paulinische Wendung in ihrer Rhetorik wahrnimmt, als Aufruf, Adhortativ und als Wort, das eine Antwort provoziert, wird seine wirksame Wahrheit merklich: als ein Wort, das wir nicht überhören können, weil es uns anspricht, bevor wir tun oder lassen. Nun kann man zweifelsohne in der Antwort verspielen, was das Wort zuspield. Aber das ist nicht zwangsläufig, man kann es lassen, das Verspielen, und statt dessen mitspielen.

## Was quer steht zu Tun und Lassen

Es hat den Anschein, als wäre mit Tun und Lassen der Horizont des Lebens aufgespannt. Aber damit bliebe man, wie unser Rechtssystem, auf die Handlungslogik beschränkt – etwas eng. Quer dazu steht, was man nicht lassen kann, weil es kein Tun ist. Lassen ist das eine, kleine, Leiden das andere, grosse Andere des Tuns. Dasjenige Andere, das quer zu Tun und Lassen steht, quer zur Intentionalität. Was man nicht lassen kann, erleidet man wohl oder übel. Dementsprechend werden wir ›leidentlich‹ gerechtfertigt – ohne dass das mit Unlust einhergeht.